



# Leseprobe

Sophie Martaler

## Die Erben von Seydell - Die Heimkehr Roman

---

»DIE ERBEN VON SEYDELL ist eine rundum schöne Familiensaga, die alles beinhaltet, was eine gute Saga braucht.«  
*Karin Speck, histo-couch.de*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



---

Seiten: 496

Erscheinungstermin: 15. März 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

1922: Der Krieg ist seit vier Jahren vorüber, doch für Alexander von Seydell gibt es keinen Frieden. Nachdem er unter Mordverdacht aus Navarra fliehen musste, wird er erneut eines Verbrechens beschuldigt. Auch auf Seydell drängen die Sorgen. Krankheit und Hyperinflation bedrohen die Existenz des Gestüts. Dann erhält Luise eine Nachricht, die alles ändert. Kurz entschlossen reist sie zu ihrem Sohn Robert, der inzwischen in England lebt, und trifft dort nach all den Jahren auf ihre große Liebe Alexander. Finden die beiden endlich zueinander? Wenig später nimmt Robert seine Nichte Elisabeth bei sich auf und beschließt, dass der Familienzweist mit ihr enden soll, nicht ahnend, was er ihr damit aufbürdet ...



**Autor**

**Sophie Martaler**

---

Hinter Sophie Martaler verbirgt sich das erfolgreiche Autorenduo Sabine Klewe und Martin Conrath. Beide lieben Bücher, seit sie lesen können, und haben Ihre ersten Geschichten in Schulhefte gekritzelt. Ihre Krimis, Thriller und historischen Romane standen mehrfach auf der Bestsellerliste und wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Zusammen haben die beiden bisher mehr als eine Dreiviertelmillion Bücher verkauft.









## *Kapitel 1*

### *Lüneburger Heide, August 1922*

»Achtung! Feind im Anflug! Maschinengewehr bereit machen!«

Luise von Seydell schaute zu dem Jungen hinüber, der vollkommen in sein Spiel vertieft war. Er hatte die beiden Flugzeuge zum Geburtstag bekommen, sieben Jahre wurde er heute alt. Am liebsten hätte sie ihm das Spielzeug aus der Hand gerissen und seine Mutter und ihn zum Teufel gejagt, aber damit hätte sie womöglich eine Katastrophe heraufbeschworen.

»Da kommt Meisterflieger Leutnant Georges Guynemer angeschossen, doch gegen unseren Helden Ernst Udet kann der Franzose nichts ausrichten! Udet vollführt ein Immelmann-Manöver, greift Guynemer von oben an. Verflixt, was ist das? Ladehemmung! Ladehemmung! Udet muss schnell abdrehen, bevor der Feind merkt, was los ist. Aber er tut es nicht, er gibt nicht auf.«

»Kann bitte jemand dem Kind die Flugzeuge wegnehmen?« Gesche von Seydell sah ihren Mann auffordernd an.

»Ich ertrage das nicht.«

»Er spielt doch bloß«, entgegnete Bruno.

»Das ist kein Spiel«, widersprach Gesche, so leise allerdings, dass es außer Bruno und Luise keiner hörte.

Der Junge ließ indes die Flugzeuge aufeinander zurasen. »Der tapfere Udet versucht es noch einmal«, rief er. »Doch seine MGs feuern nicht.«

Gesche stöhnte. Ihr Mann reichte ihr die Hand. »Komm, wir machen einen kleinen Spaziergang.« Er half ihr auf, nahm ihren Arm und führte sie von der Picknickdecke weg.

Luise atmete auf, als die beiden sich entfernten. Bruno schien einen seiner guten Tage zu haben, zum Glück.

Der Junge spielte ungerührt weiter. »Da! Der Franzose merkt, was los ist. Er hält auf Udet zu. Der kann nicht mehr entkommen, sein Schicksal ist besiegelt. Aber seht nur, seht nur, Guynemer grüßt und dreht ab.« Der Junge legte das französische Jagdflugzeug auf der Decke ab und führte die Hand in militärischem Gruß an die Stirn. »Udet grüßt zurück und fliegt davon.«

»Bravo, bravo!« Gerti König, die Mutter des Jungen, applaudierte.

Luise konnte den Anblick nicht länger ertragen. Sie wandte sich ab und ließ den Blick über die beiden zwischen dem Heidekraut ausgebreiteten Decken wandern, über die Picknickkörbe, das Obst, die Platte mit dem Kuchen, die halbvollen Weingläser und die Menschen, die zu diesem Ausflug zusammengekommen waren. Gerti, Harald, Martha, Georg und Paula. Gesche und Bruno waren hinter einer Gruppe Bäume verschwunden.

Es war ein schöner Tag. Der August hatte kühl und regnerisch angefangen, aber heute war es trocken, und der Wind riss Löcher in die Wolkendecke, sodass sogar ab und

an die Sonne hervorkam. Dennoch fühlte sich Luise unbehaglich. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte dieses Picknick nie stattgefunden. Aber sie hatte keine Wahl gehabt. Schon Anfang der vergangenen Woche hatten ihre ehemalige Zofe Martha und sie es geplant, als kleine Überraschung für Marthas sechsjährige Tochter Paula. Die ging seit Ostern zur Schule und wurde vom Lehrer in den höchsten Tönen gelobt.

Da hatten sie noch nicht geahnt, dass Gerti und Harald aus heiterem Himmel auftauchen würden. Hin und wieder stattete das frühere Hausmädchen, das seit Kriegsende in Lüneburg wohnte, dem Gestüt einen Besuch ab, um in der Küche ein wenig mit ihren alten Kollegen zu plaudern. Das konnte Luise ihr schlecht verbieten, auch wenn sie es gern getan hätte. Sie war sicher, dass Gerti dabei Hintergedanken hegte. Offiziell war Haralds Vater Walter König im Krieg gefallen, in Wahrheit war Luisens Sohn Bruno der Erzeuger des Jungen. Gerti hatte eine großzügige Abfindung bekommen, und die Seydells waren bereit, für Haralds Ausbildung zu zahlen, was seiner Mutter jedoch nicht das Recht gab, sich als Familienmitglied zu betrachten.

Das schien Gerti allerdings nicht zu scheren, ebenso wenig wie die Tatsache, dass Bruno Anfang des Sommers geheiratet hatte. Luisens Schwiegertochter Gesche war eine stille, ernste Frau. Vor dem Krieg mussten die Männer ihr reihenweise verfallen sein. Sie hatte ein herzförmiges Gesicht, eine Stupsnase und große strahlend blaue Augen. Der kecke Bubikopf, zu dem ihr blondes Haar geschnitten war, verlieh ihrem Aussehen zusätzlich etwas Mädchenhaftes. Doch Luise hatte Gesche noch nie glück-



lich strahlen sehen, nicht einmal an ihrem Hochzeitstag. Wenn sie lächelte, verzog sich bloß ihr Mund, die Trauer in ihren Augen verschwand nicht. Wie Luisés Tochter Anna-Maria hatte Gesche ihren Verlobten im Krieg verloren, er war 1916 an der Somme gefallen. Anna-Maria hatte sich das Leben genommen, Gesche schien entschlossen durchzuhalten. Luise empfand große Sympathie für sie. Gesche war kein Ersatz für ihre Tochter, doch sie erinnerte Luise an Anna-Maria. Und die junge Ehefrau hatte Geduld mit Bruno. Was auch immer sie also dazu bewogen hatte, seinen Antrag anzunehmen, Luise war ihr dankbar.

Auch dafür, dass sie die Zukunft in sich trug. Gesche war schwanger, das Kind sollte im Frühjahr kommen. Und sie war die Einzige, die nicht wusste, dass Bruno bereits Vater war. Das machte den Besuch von Gerti und ihrem Sohn so heikel. Eine kleine Andeutung, eine unbedachte Bemerkung, ein allzu väterlicher Blick von Bruno, und alles würde auffliegen. Doch ausgerechnet heute war Haralds Geburtstag. Also war ihnen keine Wahl geblieben, als ihn und Gerti einzuladen, sie in die Heide zu begleiten.

Zum Glück hatte Luisés Mann Ludwig ohnehin nicht vorgehabt, an dem Picknick teilzunehmen, sonst wäre die Situation bestimmt längst eskaliert.

»Warum sollte ich mich in den Dreck hocken, um zu essen, wenn ich einen Tisch habe?«, hatte er sich mokiert, als Luise ihn fragte.

Sie hatte nicht versucht, ihn zu überreden.

Am späten Vormittag waren sie aufgebrochen. Bruno, Gesche und Luise zu Pferd, Georg, Martha, Gerti und die Kinder mit der Kutsche. Zwar gab es längst ein Automobil

auf Seydell, doch für Ausflüge oder Besorgungen im Dorf wurde noch immer lieber eines der von Pferden gezogenen Fahrzeuge genommen. Für das Picknick an diesem schönen Augusttag hatten sie die offene Victoriakutsche gewählt. Paula durfte, sehr zum Verdruss von Harald, neben ihrem Vater auf dem Bock sitzen und half stolz, das Gefährt zu lenken.

Früher wäre es niemandem von der Familie eingefallen, zusammen mit dem Gesinde einen Ausflug zu machen. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Die Kluft zwischen den Schichten war kleiner geworden, seit Deutschland eine Republik war. Es gab keinen Adel mehr, vor dem Gesetz waren die Seydells eine gewöhnliche bürgerliche Familie. Zudem waren die Grenzen schon vorher verwischt gewesen. Marthas Mann Georg war Luises illegitimer Halbbruder, die ehemalige Zofe somit ihre Schwägerin.

Marthas Stimme holte Luise zurück in die Gegenwart. »Jemand noch Kuchen?« Sie hob die Platte an.

»Ich, ich!« Harald ließ die Flugzeuge fallen und schnappte sich ein Stück.

»Harry«, ermahnte ihn seine Mutter. »Nicht einfach nehmen, erst fragen.«

»Aber Frau Horitza hat doch gesagt ...«

»Schon gut.« Martha lächelte. »Wenn er Pilot werden will, muss er groß und stark werden.«

»Will er das?«, schaltete sich Georg ein.

»Ja, Herr Horitza. Ich werde Kampfpilot, ich will den Kaiser und das Reich gegen den Feind verteidigen.«

»Es gibt keinen Kaiser mehr«, rief Paula, die bisher ins

Spiel mit ihrer Puppe versunken gewesen war. »Nur einen Reichspräsidenten. Und der heißt Friedrich Ebert.«

»Ist mir doch egal«, fuhr Harald sie an, sichtlich verärgert darüber, von dem Mädchen verbessert worden zu sein.

»Na, Kinder«, mahnte Georg. »Vertragt euch. Harald wird sicher ein großartiger Pilot.«

»Trotzdem gibt es keinen Kaiser mehr«, murmelte Paula und stand auf.

»Wohin gehst du?«, fragte Martha.

»Vögel füttern.« Paula streckte ihrer Mutter eine Hand voller Krümel entgegen.

»Das ist ja ein halbes Stück Kuchen, Kind!«

Georg lachte. »Unsere Tochter hat ein großes Herz, sie liebt alle Kreaturen.«

»Darf ich?« Paula sah ihren Vater bittend an.

»Aber lauf nicht zu weit weg, bleib in Sichtweite der Decke.«

Das Mädchen rannte los. Mit einem Stich in der Brust schaute Luise ihr hinterher. In dem Alter war Anna-Maria genauso gewesen. Lebendig, ungestüm, voller Leben. Ihr großer Bruder hatte sie Näschen genannt, weil sie ihre neugierige Nase in alles hineingesteckt hatte. Doch dann hatte etwas ihre Seele verdunkelt.

Rasch sah Luise zu dem Wäldchen hinüber, in dem Gesche und Bruno verschwunden waren. Das war ihre Zukunft, ihr Sohn, ihre Schwiegertochter und ihr Enkelkind. Und sie hatte auch noch Robert, ihren Erstgeborenen. Eines Tages würde sie ihn wiedersehen. Immerhin schrieben sie sich gelegentlich. Er war verlobt, würde ebenfalls heiraten und Kinder bekommen. Sie würde ihn so gern

besuchen, aber sie schreckte davor zurück, aus Gründen, die sie sich nicht einmal selbst eingestehen wollte.

Ihre Gedanken flogen zu einem kleinen Zimmer, von dessen Fenster aus der Blick auf die Gipfel der Berge fiel. Und zu dem Mann, den sie in diesem Zimmer zum letzten Mal gesehen hatte. In seinem Blick lagen so viel Schmerz und Verachtung, dass es Luise auch jetzt noch, acht Jahre später an einem warmen Augusttag in der Heide, ins Herz schnitt.

### *Suffolk, am selben Nachmittag, August 1922*

Ein lautes Hämmern ließ Alexander von Seydell aus dem Schlaf hochschrecken. Ruckartig setzte er sich auf und horchte. Wieder hämmerte es. Jemand schlug gegen die Haustür.

Alexander sprang aus dem Bett und tastete nach dem Lichtschalter, doch nichts geschah. Er riss die Zimmertür auf und stolperte die Treppe hinunter. Der Mond schien durchs Fenster, tauchte die Stufen in silbriges Licht. Das Hämmern gegen die Tür wurde immer lauter. Nun kam das Geräusch von splitterndem Holz hinzu.

Ich komme ja schon!, wollte Alexander rufen. Aber er bekam kein Wort heraus, sein Hals war wie zugeschnürt.

In dem Moment sprang ein Stück Holz aus der Tür. Durch den Spalt war ein blank polierter Stiefel zu sehen. Sekunden später gab die Tür ihren Widerstand auf und zerbarst mit einem ohrenbetäubenden Krachen, Männer in Uniform drangen ins Haus. Erschrocken blieb Alexander auf der unteren Stufe stehen.

Einer der Männer packte ihn am Arm. »Alexander von Seydell, Sie sind verhaftet.«

»Aber ...« Mehr brachte Alexander nicht heraus.

Der Soldat zerrte ihn nach draußen, seine Kumpane richteten die Gewehre auf ihn.

Alexander erstarrte. Er wollte die Situation klären. Das muss ein Missverständnis sein, wollte er sagen. Doch sein Mund blieb stumm.

Verzweifelt schoss sein Blick hin und her. Wo waren die anderen? Wo war Cristina? Wo Felipe? Wo waren Eduardo, Flora und Jorja? Da erblickte er seine Tochter. Mit verschränkten Armen stand sie in der zerstörten Haustür und starrte ihn hasserfüllt an.

»Mörder«, zischte sie.

Bevor Alexander etwas zu ihr sagen, sie anflehen konnte, ihn anzuhören, stieß der Soldat ihn die Stufen hinunter. Seine Kumpane fesselten ihm die Hände auf den Rücken und brachten ihn zu einem Kübelwagen. Kaum saß er, ging es los. Über holprige Pisten fuhren sie durch die Nacht. Alexander wagte nicht zu fragen, wohin. Wieder und wieder wanderten seine Gedanken zurück zu seiner Tochter, zu ihrem Blick voller Verachtung. Warum hasste sie ihn so sehr?

Endlich hielt der Wagen. Die Soldaten zerrten ihn nach draußen. Sie waren in einem Wald, kein Haus war weit und breit zu sehen.

Der Anführer ließ seine Männer Aufstellung nehmen. »Alexander von Seydell, du bist wegen Mordes zum Tode verurteilt«, verkündete er und senkte den Arm.

Schon feuerten die Männer. Alexanders Körper wurde

vom Kugelhagel durchlöchert, aber seltsamerweise spürte er keinen Schmerz.

Stattdessen hörte er eine Stimme. »Sir?«

Er riss die Augen auf, blickte erschrocken und erleichtert zugleich in die Augen des Schaffners.

»Verzeihen Sie, Sir. Sie haben geschlafen. Sie müssen aussteigen, wir sind in Bury St Edmunds.«

»Oh, vielen Dank.« Alexander rieb sich über das Gesicht, um den bitteren Nachgeschmack des Traums loszuwerden.

Rasch erhob er sich. Der Schaffner hatte bereits seinen Koffer ergriffen. Alexander folgte ihm zur Tür und stolperte auf den Bahnsteig. Er drückte dem Mann einen Shilling in die Hand und bedankte sich. Die Zugtür wurde zugeknallt, eine Pfeife schrillte. Ein Gepäckträger eilte auf Alexander zu, doch er winkte ab. Die wenigen Schritte bis vor den Bahnhof würde er seinen Koffer allein tragen. Während der Zug sich stampfend in Bewegung setzte, hielt Alexander auf das imposante, mit Zinnen und Türmen bewehrte Backsteingebäude zu, passierte die Sperre und trat auf der anderen Seite auf den sandigen Vorplatz.

Der Bahnhof lag ein Stück außerhalb des Ortes, dennoch herrschte geschäftiges Treiben. Menschen eilten an ihm vorbei, Automobile wirbelten Staub auf, ein Schuhputzer warb um Kundschaft. Niemand achtete auf Alexander. Er schaute auf die Uhr, noch immer benommen von seinem Traum. Vielleicht war er zu früh. Jedenfalls schien seine Verabredung noch nicht da zu sein. Er stellte den Koffer ab, wenigstens regnete es nicht. Hauptsache, das Ganze war kein Missverständnis. Merkwürdig genug war es jedenfalls

gewesen. Die strengen Verschwiegenheitsklauseln im Vertrag, die ganze Geheimniskrämerei.

Allerdings waren die Briten in Alexanders Augen ohnehin ein exzentrisches Volk mit seltsamen Ritualen, und Pferderennen waren fast so etwas wie eine Religion für sie. Deshalb hatte er sich nicht weiter gewundert. Vielleicht hätte er doch seinen Sohn um Rat fragen sollen, bevor er unterschrieb. Aber jetzt war es zu spät.

Ein Hupen ertönte, und im gleichen Moment hielt ein schwarzer Austin 12 in einer Staubwolke vor ihm. Ein kleiner schlanker Mann sprang heraus.

»Mr Seydell?«

»Der bin ich.«

»Steigen Sie ein.« Der Mann nahm Alexanders Koffer und warf ihn auf die Rückbank, bevor er ihm die Beifahrertür aufhielt.

Kaum saß Alexander, ging es los. Er hätte dem Mann gern ein paar Fragen gestellt, aber er wusste nicht einmal, wie er ihn anreden sollte. Der Kerl trug Knickerbocker und ein offenes Jackett. Also war er kein Knecht. Aber für einen Herrn sah er nicht gepflegt genug aus. Jedenfalls war er nicht der Mann, mit dem Alexander in London den Vertrag geschlossen hatte. Bestimmt erwartete der ihn auf dem Anwesen. Mr Coleman war Inhaber eines Stalls, wo Pferde für Rennen trainiert wurden. Hier würde Alexander in Zukunft arbeiten. Nicht als Trainer, dafür verstand er zu wenig vom Rennsport, sondern als Betreuer der Tiere, für deren Wohl er verantwortlich sein würde.

Vor einigen Wochen hatte ihn ein Fremder angesprochen, als er auf dem Reitplatz einen Einjährigen seine Runden

drehen ließ. Seit fast fünf Jahren arbeitete er da schon auf dem Zuchtgestüt bei Dorchester, doch er kam mit seinem Herrn nicht zurecht, der Menschen und Tiere gleichermaßen schindete. Lord Broadmayne war ein herrschsüchtiger, aufbrausender Mann, der Alexander entfernt an seinen Bruder Ludwig erinnerte. Immer wieder hatte Alexander sich auf andere Stellen beworben, aber niemand wollte einen Deutschen einstellen, so kurz nach dem Großen Krieg. Da hätte es auch nicht geholfen zu beteuern, dass er aufseiten der Franzosen gekämpft hatte. Zumal er es nicht beweisen konnte.

Natürlich hätte Alexander seinen Sohn um Hilfe bitten können. Robert hatte im Krieg für die Entente spioniert, war hoch angesehen und über jeden Zweifel erhaben. Aber Alexander wollte das nicht. Robert hatte schon genug für ihn getan. Alexander hatte ihm nicht einmal erzählt, wie schlecht es ihm in Dorchester erging.

Der Besuch auf dem Reitplatz war wie ein Wink des Schicksals gewesen.

»Wir suchen einen Mann, der ein Händchen für Pferde hat«, sagte der Fremde, ein dürrer Kerl mit einer Kriegsverletzung, die ihn sein rechtes Bein nachziehen ließ. »Und der verschwiegen ist.«

»Verschwiegen?«, fragte Alexander nach. »Wozu das?«

»Bei Pferderennen geht es um viel Geld. Es kommt leider immer wieder vor, dass die Konkurrenz versucht herumzuschnüffeln. Manchmal werden sogar Knechte bestochen.«

»Ich bin nicht käuflich. Mich interessiert allein das Wohl der Tiere.«



Der Fremde nickte. »Aus diesem Grund bin ich hier.«

»Sie bieten mir eine Stelle an, Mr ...?«

»Coleman. Derek Coleman. Genau so ist es. Sind Sie interessiert?«

Eine Woche später trafen sie sich in London, und Alexander unterschrieb den Vertrag samt Verschwiegenheitsklausel.

Der Austin hatte das Städtchen längst verlassen und ruckelte über eine Landstraße. Jetzt bog der Fahrer in einen Feldweg und hielt kurz darauf vor einem schlichten Steinhaus.

Alexander spähte durch die Scheibe, erkannte einen Stall und eine kleine Scheune. »Warum halten wir hier?«

Der Fahrer lachte auf. »Wir sind da.«

»Das ist es?« Alexander schaute noch einmal nach draußen. Doch er sah weder Koppeln noch Pferde. Ihm wurde mulmig zumute. Worauf hatte er sich da eingelassen?

Der Fahrer war bereits ausgestiegen und hievte Alexanders Koffer von der Rückbank. Alexander blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Sie umrundeten das Steinhaus. Dahinter lag ein Sandplatz, es roch nach Pferd, Tiere waren hingegen nirgendwo zu sehen.

Dann hörte er plötzlich Hufschlag, und zwei Männer kamen aus dem Stall. Einer führte einen Rappen am Zügel, der andere war Mr Coleman.

Alexander hatte nur Augen für das Pferd. Es war wunderschön, zugleich elegant und kräftig. Ein edles Tier mit perfektem Exterieur, das sah man auf den ersten Blick. Es erinnerte Alexander an seinen geliebten Sturmkönig. Und an dessen Doppelgänger Rey del Viento. Nur dass dieser

Hengst ein größeres Stockmaß besaß und weiße Fesseln hatte. Auch seine Kopfform war ein wenig anders, ebenso wie die Hinterhand. Sturmkönig war Araber gewesen, dieses Pferd war ein englisches Vollblut.

Mr Coleman reichte Alexander die Hand und grinste ihn an. »Mr Seydell, herzlich willkommen in meinem bescheidenen Reich. Darf ich Ihnen Ihren Schützling vorstellen? Das ist Black Arrow. Er wird uns alle reich machen.«

### *Lüneburger Heide, am selben Nachmittag, August 1922*

Paula legte die Beere zu den anderen und vollendete so das Wort. Leuchtend rot zeichnete sich ihr Name vom sandigen Boden ab. Sie hatte die Beeren für die Vögel gepflückt, nachdem sie die Kuchenkrümel viel zu schnell verstreut hatte.

Erst hatte sie zurück zum Picknickplatz laufen wollen, um ihre Mutter zu fragen, ob sie noch ein Stück Kuchen haben dürfe, aber dann entdeckte sie in einiger Entfernung die Eberesche. Am Baum angekommen fiel ihr das Versprechen ein, in Sichtweite zu bleiben. Rasch probierte sie es aus. Wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte, konnte sie gerade noch den Kopf ihres Vaters und dahinter die grasenden Pferde ausmachen.

Sie pflückte alle Beeren, an die sie heranlangte, und legte sie auf dem Boden aus, erst in langen Reihen, dann als Buchstaben. Sie sahen appetitlich aus, doch Paula wusste, dass sie für Menschen giftig waren. Nur die Vögel

konnten sie unbeschadet essen. Dabei waren sie viel zarter und kleiner als Menschen.

Ein Rascheln ließ sie herumfahren. Harald stand über ihr, die Hände in die Taschen seiner kurzen Hose geschoben, die Mütze schief auf dem Kopf.

»Was machst du da?«, fragte er.

»Ich lege Beeren für die Vögel aus.« Hastig fuhr Paula mit der Hand durch die Früchte, damit er den Namen nicht mehr lesen konnte. Ihr Spiel kam ihr plötzlich kindisch vor.

»Das ist doch langweilig.«

»Ist es nicht.«

»Ich weiß was Besseres.«

Paula wischte sich die Finger an ihrem Kleid ab. »Und was?«

»Dort hinten habe ich ein Kaninchen gesehen.« Harald deutete auf ein Gebüsch.

»Ehrlich?«

»Es ist in eine Grube gestürzt, bestimmt hat es sich die Beine gebrochen.«

»Wir müssen ihm helfen!« Paula sprang auf. »Los, zeig es mir.«

»Dem ist nur noch mit einem Schlag ins Genick zu helfen«, verkündete Harald ungerührt.

Paula schossen die Tränen in die Augen. »Sag nicht so etwas Gemeines!«

Er zuckte mit den Schultern. »Ist aber so.«

»Führ mich hin.«

Er rannte los, Paula kam kaum mit. Nach ein paar Schritten drehte sie sich um, jetzt war gar nichts mehr von der

Picknickstelle zu sehen. Sie zögerte, dann lief sie weiter. Sie war ja nicht allein, Harald war bei ihr.

Sie umrundeten das Gebüsch, es ging in eine Senke. Endlich blieb der Junge stehen und deutete auf den Boden zu seinen Füßen, wo sich ein fast quadratisches Loch auf tat. Paula trat näher und spähte in die Dunkelheit, doch sie konnte nichts erkennen.

»Wo ist das Kaninchen?«

»Siehst du es nicht?«

»Nein.«

»Wir müssen hineinklettern.«

»Aber wie denn?«

»Ganz einfach, ich helfe dir. Ich halte deine Hand, und du lässt dich langsam hineinrutschen.«

»Aber wir wissen gar nicht, wie tief es ist.« Paula flüsterte unwillkürlich. Das Loch war ihr unheimlich. Aber wenn dort unten wirklich ein verletztes Kaninchen lag, durften sie es nicht seinem Schicksal überlassen.

»Keine Sorge«, beruhigte Harald sie. »Das ist eine Wildererfalle, sie ist höchstens zwei Meter tief. Ich kann dich an meiner Jacke wieder herausziehen.« Er zog seine Strickjacke aus und ließ sie in das Loch baumeln. »Siehst du? Ganz einfach. Du musst dich bloß daran festhalten.«

Zweifelnd betrachtete Paula das Kleidungsstück. Würde die Wolle nicht reißen, wenn etwas so Schweres wie ein Kind daran hing?

»Hast du etwa Angst?«, fragte Harald. »Mädchen.« Er verzog verächtlich den Mund. »Hätte ich mir denken können.«

»Ich habe keine Angst!«

»Worauf wartest du dann? Soll ich etwa reinspringen?«  
Er betrachtete ihre dünnen Arme.

Paula wusste, dass Harald recht hatte. Sie besaß nicht genug Kraft, um ihn herauszuziehen. Er war zwar nur wenige Monate älter als sie, aber fast einen Kopf größer und viel stärker. Und klüger, wenn man seiner Mutter glauben durfte, die behauptete, er wäre der beste Schüler der ganzen Schule. Paula war die Beste unter den Erstklässlern, doch das waren außer ihr lediglich die Hansen-Zwillinge, zwei Bauernjungen aus dem Dorf.

Sie hob die Schultern, sie hatte keine Wahl. »Also gut. Aber lass erst los, wenn ich es sage.«

Sie hockte sich an den Rand der Grube, griff nach Haralds Hand, drehte sich vorsichtig auf den Bauch und ließ sich hinabgleiten. Tatsächlich sah sie nun den Grund, nur wenige Fußbreit unter sich.

»Loslassen!«, rief sie.

Schon plumpste sie auf den Boden, der jedoch zum Glück weich war. Sie sprang auf die Füße und blickte nach oben. Das helle Viereck war erschreckend weit weg. Von wegen zwei Meter! Aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Paula schaute sich um. Es dauerte einen Moment, bis ihre Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten.

»Hier ist kein Kaninchen«, rief sie.

»Reingelegt!«, ertönte es von oben.

»Du gemeiner Schuft!« Wütend starrte Paula zu Harald hoch.

Sein Gesicht war gegen den hellen Himmel kaum zu erkennen, dennoch glaubte sie, sein triumphierendes Grinsen zu sehen.

»Das erzähle ich deiner Mutter!«, schimpfte sie.

»Versuch's doch!« Der Kopf verschwand.

»Hol mich sofort hier raus!«

Keine Antwort.

»Harry! Das ist nicht lustig!«

Oben blieb alles still.

Wieder und wieder rief Paula, bis ihr Hals kratzte und sie husten musste. Aus der Wut wurde Angst. Plötzlich glaubte sie, ein unheimliches Flüstern aus der hintersten Ecke der Grube zu hören. Waren es Geister? Paula drückte sich an die Wand. Hatte Käthe, die Köchin auf Seydell, ihr nicht erzählt, dass ganz in der Nähe von Birkmoor der Totengrund lag, eine Senke fernab jeder menschlichen Siedlung, durch die früher die Verstorbenen zum Kirchhof gebracht wurden, weil man sie nicht über die Straße kutschieren durfte? Angeblich fanden die Geister der Toten keine Ruhe und suchten die Heide noch immer heim.

Paula kamen die Tränen. Warum hatte sie nicht auf ihre Mutter gehört? Warum war sie mit Harald gegangen, statt bei den Erwachsenen zu bleiben? Sie versuchte, sich zu beruhigen. Alles würde gut werden. Ihre Eltern würden sie suchen, und sie würden sie finden. Ganz bestimmt.

Aber was, wenn nicht?

Wie schade, dass Cäcilie das nicht mehr miterleben darf, dachte Martha. Sie hätte sicherlich großen Spaß bei diesem Picknick gehabt. Marthas jüngere Schwester war kurz vor Ende des Kriegs gestorben. Martha war traurig gewesen und doch zugleich dankbar. Für ihre Verhältnisse hatte Cäcilie ein hohes Alter erreicht. Die meisten Menschen,

die wie sie an mongoloider Idiotie litten, wie die Krankheit gemeinhin genannt wurde, starben schon als Kinder. Cäcilie war stolze sechsunddreißig Jahre alt geworden.

Verstohlen schaute Martha zu Gerti hinüber. Obwohl sie nicht hatte ahnen können, dass das ehemalige Dienstmädchen samt Sohn ausgerechnet heute auftauchen würde, fühlte Martha sich dafür verantwortlich, dass sie die beiden hatten mitnehmen müssen. Es war ihre Idee gewesen, das Picknick zu veranstalten, sie hatte die Herrschaft da hineingeritten.

Gerti war durchtrieben und verstand es, den maximalen Profit aus ihrer heimlichen Verbindung zur Familie Seydell zu schlagen. Etwas, worauf sie von Anfang an aus gewesen war, davon war Martha fest überzeugt. Obwohl sie sich vermutlich mehr erhofft hatte. Martha hätte gewettet, dass Gerti darauf spekuliert hatte, dass Bruno von Seydell sie heiraten würde, wenn er von der Schwangerschaft erfuhr. Doch daraus war nichts geworden. Zum Glück. Bruno war kein Junge gewesen, der Verantwortung für seine Taten übernahm. Und seine Eltern hatten alles getan, um die Entgleisung ihres jüngeren Sohns zu vertuschen.

Leider hatte Harald etwas an sich, das Martha an seinen Vater in dem Alter erinnerte. Etwas Falsches, Durchtriebene. Vielleicht tat sie ihm aber auch unrecht. Es war nicht fair, von den Eltern auf das Kind zu schließen. Der Junge konnte ja nichts für seine Herkunft.

Ein kühler Windzug strich Martha über die nackten Arme, sie fröstelte und blickte nach oben. Dunkle Wolken ballten sich am Himmel zusammen. Die blauen Löcher, die eben noch das Sonnenlicht hindurchgelassen hatten, waren

verschwunden. Martha schaute sich nach ihrer Tochter um. Paula sollte ihre Jacke anziehen, damit sie sich nicht erkälte. Sie war so dünn, dass sie immer gleich froh. Als Martha ihre Tochter nicht entdecken konnte, erhob sie sich von der Decke.

»Paula!«, rief sie und ließ den Blick über die Heide wandern.

»Sie wollte doch die Vögel füttern«, erinnerte Georg sie.

»Aber sie sollte in Sichtweite bleiben.«

»Ist sie das denn nicht?« Nun erhob sich auch Georg.  
»Paula, wo bist du?«

Marthas Blick fiel auf Harald, der wieder mit seinen Flugzeugen beschäftigt war. Es wirkte, als wäre er vollkommen ins Spiel vertieft, doch Martha glaubte, ein Feixen in seinem Gesicht zu erkennen.

»Weißt du, wo Paula steckt, Harry?«, fragte sie ihn.

Er blickte auf. »Ich? Woher sollte ich?«, fragte er mit großen Augen.

»Weil du eben erst zurückgekommen bist«, erwiderte Georg an Marthas Stelle und stemmte die Hände in die Hüften. »Wo warst du, Junge? Los, sag schon!«

»Was fällt euch ein, meinen Sohn zu bedrängen«, schaltete sich nun Gerti ein.

»Ich will nur wissen, wo er sich herumgetrieben hat«, gab Georg zurück.

»Du glaubst doch nicht etwa ...«

»Das genügt!«, ging Luise dazwischen. »Statt uns zu streiten, sollten wir ausschwärmen und nach Paula suchen. Sicher ist sie ganz in der Nähe und hat bloß über dem Spiel alles andere vergessen.«



»Ich suche erst, wenn der Bursche mir geantwortet hat«, knurrte Georg.

Martha hielt beunruhigt nach Bruno Ausschau, doch dann fiel ihr ein, dass er mit seiner Frau zu einem Spaziergang aufgebrochen war.

»Mein Sohn hat nichts getan!«, rief Gerti nun und sah dabei Luise an, als wolle sie diese auffordern, ihr beizuspringen.

Martha wurde es mulmig zumute. »Lass gut sein«, raunte sie Georg zu. »Wir finden sie schon.«

»Kommt nicht infrage«, erklärte Georg. »Harald weiß etwas, und er wird es mir sagen.«

»Lüge!«, schrie Gerti. »Ihr habt euch alle gegen meinen Sohn verschworen, aber das lasse ich euch nicht durchgehen.«

Georg beachtete sie gar nicht. Er beugte sich zu Harald hinunter. »Ich warne dich, Bürschchen. Wenn du jetzt nichts sagst und am Ende stellt sich heraus, dass du doch etwas wusstest, kriegst du eine Tracht Prügel, die du dein Lebtag nicht vergisst.«

Harald wurde blass. Einen Moment lang war es still, sogar die keifende Gerti war verstummt.

Schließlich verschränkte Harald die Arme. »Was kann ich denn dafür, wenn die dumme Pute unbedingt das Kaninchen suchen will? Ich habe ihr noch gesagt, dass es gefährlich ist. Aber sie wollte ja nicht auf mich hören.«

»Was denn für ein Kaninchen?«, rief Martha. »Wovon redest du?«

»In der Grube. Sie hat sich eingebildet, es wäre hineingefallen, und wollte es retten.«

Martha schrie auf und schlug sich die Hände vor den Mund. Vor ihrem inneren Auge sah sie ihre Tochter mit zerschmettertem Körper auf dem Grund eines dunklen Lochs liegen.

»Führ uns hin, sofort!« Georg stieß den Jungen an.

Harald stand auf und ging los, die Erwachsenen folgten ihm. Nervtötend langsam trottete der Junge durch die Heide. Martha sah, wie Georg sich zwingen musste, das Kind nicht ungeduldig vorwärts zu schubsen. Sie selbst war so gelähmt vor Angst, dass sie kaum laufen konnte.

Endlich blieb Harald in einer Senke stehen und deutete auf den Boden, wo sich zwischen einigen Sträuchern ein Loch auftat, etwa einen Meter mal einen Meter groß.  
»Da drin.«

Martha trat an den Rand und sank auf die Knie. Mit zitternden Fingern klammerte sie sich an ein Büschel Heidekraut, beugte sich vor und spähte hinab. Doch es war zu dunkel, um etwas zu erkennen.

»Paula!«, rief sie.

Alles blieb still. Marthas Herz krampfte sich zusammen.

»Paula! Hörst du mich?«

Da endlich ertönte ein Rascheln. »Mami?«, drang ein dünnes Stimmchen zu ihr hoch.

Vor Erleichterung brach Martha in Tränen aus. Sie spürte, wie jemand sie hochzog und ein paar Schritte wegführte. Luise legte ihr die Hand auf die Schulter. »Warte hier, wir holen sie hoch.«

Zehn Minuten später hatten sie Paula mit vereinten Kräften befreit. Sie war von oben bis unten mit Dreck und Erde beschmiert und vollkommen durchgefroren,

aber unverletzt. Glücklich schloss Martha sie in die Arme. Inzwischen waren auch Bruno und Gesche zu ihnen gestoßen.

Nachdem ihre Tränen getrocknet waren, berichtete Paula stockend, was geschehen war. Martha wurde dabei immer unbehaglicher zumute. Als Paula endete, trat Bruno zu Harald und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige.

»Schäm dich!«, fuhr er den Jungen an. »Bloß ein Feigling tut so etwas.«

Harald verzog keine Miene, herausfordernd starrte er Bruno an.

»Dem armen Jungen fehlt der Vater«, erklärte Gerti und zog ihren Sohn zu sich.

»Blödsinn«, gab Bruno zurück. »Was ihm fehlt, ist eine ordentliche Tracht Prügel.«

»Wir sollten aufbrechen«, schaltete Luise sich ein. »Paula braucht ein Bad, außerdem sieht es nach Regen aus.« Sie wandte sich an Gerti. »Georg bringt euch mit der Kutsche zum Bahnhof.«

»Kommt gar nicht infrage!«, gab Gerti zurück. »Ich lasse mich nicht einfach so wegschicken. Diesmal nicht.« Sie nahm ihren Sohn bei der Hand und baute sich vor Bruno auf. »Der Junge braucht eine harte Hand, da hast du ganz recht. Die Hand eines Vaters. Also tu verdammt noch mal deine Pflicht, Bruno. Oder hast du wie alle Seydells keine Ehre im Leib?«

»Gnädige Frau, da sind Sie ja endlich!« Eugen Noske, der neue Pferdemeister, kam Luise entgegengelauften, als sie den Stall betrat, die Stute am Zügel. Ein Gewitter ging

über Seydell nieder, es hatte erst eingesetzt, als sie am Tor angekommen war, jedoch mit solcher Wucht, dass Luise und ihre Stute auf dem kurzen Stück zu den Stallungen bis auf die Knochen nass geworden waren.

»Bitte nehmen Sie mir Serafina ab, sie muss gründlich trockengerieben werden. Ich hoffe, mein Sohn ...«

»Gnädige Frau, bitte! Gehen Sie mit der Stute nach draußen, schnell!«

Irritiert starrte Luise den Pferdemeister an. Sie war patschnass und durchgefroren, zudem sorgte sie sich um Bruno und Gesche. Luisens Schwiegertochter hatte eines der Pferde bestiegen, kaum dass Gerti die Bombe hatte platzen lassen, und war davongaloppiert. Bruno war ihr hinterhergeprescht, aber erst, nachdem er Gerti unflätig beschimpft und als Hure bezeichnet hatte. Die anderen hatten daraufhin rasch zusammengepackt. Luise hatte Georg gebeten, Gerti und Harald zum Bahnhof in Jesteburg zu bringen. Auf dem Weg dorthin wollte er seine Frau und seine Tochter zu Hause absetzen. Als alle fort waren, hatte Luise sich allein auf den Heimweg gemacht.

Sie hoffte, dass Bruno und seine Frau die Sache klären würden. Gesche war nicht dumm, ihr musste klar sein, dass ein Mann von dreiundzwanzig Jahren nicht ohne einschlägige Erfahrungen in den Stand der Ehe trat. Doch dass er ein Kind hatte und dieses noch dazu schamlos zum Familienpicknick einlud, musste sie sehr verletzt haben. Auch wenn Gesche wohl nicht aus Liebe geheiratet hatte, war dies ein Affront, den sie nicht einfach so verzeihen würde. Luise jedenfalls würde es ganz sicher nicht tun.

»Was ist denn?«, fragte Luise den Pferdemeister ungeduldig.

»Ich erkläre es Ihnen draußen, gnädige Frau.«

Resigniert trat Luise zurück auf den Hof und blieb unter dem Vordach stehen. Sie vertraute Noske. Er musste einen guten Grund haben, wenn er sie derart ungehobelt zurück in den Regen scheuchte.

Obwohl niemand den treuen Pferdemeister Karl Sevenich ersetzen konnte, der sich vor drei Jahren aufs Altenteil zurückgezogen hatte, hatten sie mit Eugen Noske großes Glück gehabt. Zwar war er in seiner Arbeitsfähigkeit eingeschränkt, weil er den rechten Arm im Krieg verloren hatte, dennoch verstand er sein Handwerk und hatte ein gutes Gespür für die Pferde. Er war einer der Versehrten gewesen, die während des Kriegs in Birkmoor untergebracht waren, einer der Männer, um die Anna-Maria sich gekümmert hatte, bevor sie sich das Leben nahm, und er hatte noch unter Karl Sevenich auf Seydell angefangen.

Mit dem neuen Verwalter hatten sie leider nicht so viel Glück gehabt. Eberhard Dirschau war ein ehemaliger Lehrer aus Preußisch Stargard, der seine Heimat hatte verlassen müssen, die infolge des Versailler Vertrags an Polen gefallen war. Das hatte den strengen Mann zusätzlich verbittert. Dirschau behandelte Luise, als wäre sie zu blöd, um bis drei zu zählen. Während sie mit dem alten Verwalter vieles geklärt hatte, ohne Ludwig damit zu behelligen, was die Abläufe auf Seydell sehr erleichtert hatte, bestand Dirschau darauf, jede Kleinigkeit mit dem Herrn des Hauses abzusprechen. Meistens stimmte Ludwig Dirschaus Vorschlägen zu, ohne Näheres darüber wissen zu wollen,

manchmal jedoch lehnte er aus Prinzip ab, weil er vermutete, dass die Idee von Luise kam. Beides war schlecht für das Gestüt. Leider hatte Luise keine Handhabe gegen den Verwalter. Da half nur, ihn auf Umwegen dazu zu bringen, das zu tun, was sie für richtig hielt, etwa indem sie den Pferdemeister losschickte.

Der gesellte sich nun zu ihr unter das Vordach. »Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber ich wollte nicht, dass Serafina sich womöglich ansteckt.«

»Eines der Pferde ist krank?«

»Zwei der Jährlinge. Ich habe sie in den Stall für die Reitpferde gebracht, weil wir sie hier besser isolieren können. Ich hoffe, dass es noch nicht zu spät ist.«

»Zu spät wofür? Um Gottes willen, Noske, wovon reden Sie?«

»Die beiden hatten gestern schon erhöhte Temperatur, aber ich dachte mir nichts dabei. Eine gewöhnliche Erkältung, nahm ich an. Aber seit heute Mittag geht es ihnen deutlich schlechter, und es ist Nasenausfluss hinzugekommen. Ich fürchte, es ist die Druse.«

»Die Druse? Gütiger Himmel!« Luise strich sich eine nasse Strähne aus dem Gesicht. Die Druse war hochansteckend, wenn sie Pech hatten, wurde der gesamte Stall befallen. Häufig verlief die Krankheit harmlos, aber manchmal gab es Komplikationen, die sogar tödlich enden konnten. »Was sagt denn der Tierarzt?«

»Er war noch nicht da. Und bei dem Wetter wird er sich wohl noch ein wenig Zeit lassen.«

»Und bisher sind nur die beiden Einjährigen betroffen?«

»Ja, gnädige Frau. Casiro und Graf Rubin.«

»Zwei Vollblüter also.« Luise presste die Lippen zusammen. Ausgerechnet. Vor zwei Jahren hatten sie angefangen, englische Vollblüter für Rennen zu züchten. Es wurden immer weniger Reittiere gebraucht, sie mussten sich dem Wandel der Zeit anpassen, wenn sie weiterhin von der Pferderezucht leben wollten. Zudem war eine größere Anzahl Pferde für Reparationszahlungen beschlagnahmt worden, sodass sie ohnehin einen Neuanfang machen müssen. Immerhin ein Gutes, zu dem der neue Verwalter Ludwig überredet hatte. Sie hatten zwei Stuten und einen Hengst erstanden, und schon jetzt begann sich die Entscheidung zu rentieren, vorausgesetzt, die Druse machte ihnen keinen Strich durch die Rechnung.

»Ich habe angeordnet, dass alle Jungtiere, die mit den beiden auf der Koppel waren, getrennt untergebracht werden. Sie stehen unter strenger Beobachtung. Alles, was mit den kranken Tieren in Berührung gekommen ist, muss gründlich gewaschen werden. Außerdem dürfen nur Hans und ich zu ihnen.«

Hans Mirow war ebenfalls einer der Kriegsversehrten, die auf Seydell geblieben waren.

Luise nickte müde. »In Ordnung, Herr Noske. Ich danke Ihnen.« Sie war froh, dass ihre geliebte Stute Morgana vor drei Jahren hatte eingeschläfert werden müssen, so blieb ihr diese Krankheit wenigstens erspart. »Geben Sie Bescheid, wenn der Tierarzt da ist.« Sie überreichte dem Pferdemeister die Zügel und rannte durch den Regen hinüber zum Haus. Blitz und Donner folgten dicht aufeinander, das Gewitter stand direkt über Seydell. Nachdem Luise sich ab-

getrocknet und umgezogen hatte, machte sie sich auf die Suche nach ihrem Sohn.

Im Herrenzimmer stieß sie auf Ludwig, der mit einer Zigarre im Mundwinkel im Sessel saß und in der Zeitung blätterte.

»Hast du Bruno gesehen?«

Ludwig hob eine Braue. »Ich dachte, ihr wärt zusammen beim Picknick gewesen.« Er warf einen Blick aus dem Fenster. »War wohl nicht so ein großer Erfolg, der Ausflug. Falls du noch etwas Zivilisiertes speisen willst, ich glaube, es ist noch von dem Schweinebraten da.«

Luise seufzte. Sie wollte sich schon zurückziehen, überlegte es sich dann jedoch anders. »Zwei Jungpferde sind krank, möglicherweise die Druse. Wir warten auf den Tierarzt.«

Ludwig verzog das Gesicht. »Unter Karl Sevenich gab es so etwas nicht. Ich wusste doch, dass dieser Noske nichts taugt. Ein Kriegskrüppel als Pferdemeister, was für eine Schnapsidee.«

Luise zuckte unwillkürlich zusammen. »Was kann Noske denn dafür?«, fuhr sie ihren Mann ärgerlich an. »Die Krankheit muss von außen eingeschleppt worden sein. Bestimmt haben sich die Tiere auf der Fohlenschau in der vergangenen Woche angesteckt.«

»Was verstehst du denn davon? Bist du jetzt der Tierarzt?«

Luise öffnete den Mund, dann zuckte sie mit den Schultern. Sie hatte keine Lust, sich mit Ludwig zu streiten, es führte zu nichts. Sie zog sich zurück und schloss die Tür. Ludwig rief ihr etwas hinterher, doch sie verstand es zum



Glück nicht, weil seine Worte vom Krachen eines Donners verschluckt wurden.

Bruno stand im Salon am Fenster. Als Luise eintrat, fuhr er herum und ließ etwas hinter seinem Rücken verschwinden, entspannte sich jedoch, als er Luise erblickte. Er stellte das Fläschchen auf dem Sekretär ab, legte den Löffel daneben, mit dem er die Tropfen eingenommen hatte.

Das Heroin hatte ihm der Arzt verschrieben. Gegen die Albträume, die Schweißausbrüche, das Zittern und die Angstzustände. Es schien gut zu wirken, nur selten bekam Luise mit, dass Bruno einen Anfall hatte. Dann ging sein Atem plötzlich schneller, Schweiß trat ihm auf die Stirn, seine Hände zitterten. Ludwig ahnte nicht, dass sein Sohn als Kriegsneurotiker von der Front heimgekehrt war, und er sollte es auch nicht erfahren. Wie viele verachtete er die Zitterer als Feiglinge und Drückeberger, die ihre Symptome simuliert hatten, um nicht weiterkämpfen zu müssen. Offizielle Stellen sahen das ähnlich. Kriegshysteriker bekamen keine staatliche Fürsorge wie amputierte oder erblindete Soldaten. Sie waren ja nicht versehrt.

Zwar hatte Luise gelesen, dass Heroin abhängig machen könne, doch Bruno schien seinen Konsum im Griff zu haben. Außerdem, so fand Luise, war es immer noch besser, auf ein Medikament angewiesen zu sein, als den Anfällen wehrlos ausgeliefert.

»Wie geht es Gesche?«, fragte sie.

»Sie verlangt, dass Gerti und Harald den Grund und Boden von Seydell nie wieder betreten dürfen.«

»Das werden sie nicht«, versicherte Luise. »Und sollten sie es dennoch wagen, werfe ich sie eigenhändig hinaus.«

Bruno betrachtete seine Schuhspitzen. »Deine Kinder bereiten dir nichts als Kummer. Dein Ältester ist desertiert und zum Feind übergelaufen, deine Tochter hat sich umgebracht, und dein Jüngster ist als seelischer Krüppel von der Front heimgekehrt.«

Luise trat zu ihm und fasste ihn bei den Händen. »Sag so etwas nicht, Bruno. Du bist zu Hause, das ist alles, was zählt. So viele Mütter haben vergeblich auf die Heimkehr ihrer Söhne gewartet. Ich habe beide zurückbekommen.«

»Ja, aber wie?« Bruno schob sie von sich weg. Seine Augen waren starr, die Pupillen klein wie Stecknadelköpfe. »Ich bin ein Wrack, Mutter. Zu nichts zu gebrauchen. Und dennoch hält Vater daran fest, dass ich der Erbe von Seydell sein soll.«

»Du bist stärker, als du denkst, Bruno. Und du machst mich glücklich, indem du mir mein erstes Enkelkind schenkst.«

»Früher hättest du dich nicht mit so wenig zufriedengegeben.« Seine Stimme klang bitter.

Luise betrachtete ihn. Manchmal entdeckte sie in seinen Augen noch einen Rest des störrischen Feuers, das vor dem Krieg darin gebrannt hatte. Ihr Sohn hatte ihr wahrhaft genug Kummer bereitet, als er jünger war. Trotzdem wäre ihr der rücksichtslose, lebenshungrige Bruno lieber gewesen als dieser stille, vom Krieg gebrochene Mann. Doch es stimmte, sie war dankbar, ihn überhaupt zurückbekommen zu haben.

Es klopfte, das Hausmädchen betrat den Salon.

Hastig ließ Bruno die Flasche mit der Medizin in seinem Jackett verschwinden.

»Was gibt es, Ida?«, fragte Luise.

»Der Tierarzt ist da. Der gnädige Herr sagt, ich soll ihn nicht damit behelligen und Ihnen Bescheid geben.«

### *Suffolk, drei Wochen später, August 1922*

Alexander stellte sich schützend vor den Hengst und breitete die Arme aus. »Das lasse ich nicht zu.«

»Sie haben hier gar nichts zuzulassen, Sie dreckiger Hunne.«

Alexander ignorierte die Beschimpfung. »Ich habe die Verantwortung für Black Arrows Wohlergehen, und ich erlaube nicht, dass er heute läuft. Sein Huf ist noch nicht ganz ausgeheilt.« Der Hengst hatte sich einen Stein in den Huf getreten, die Verletzung war harmlos, sollte aber dennoch vollständig auskuriert sein, bevor der Fuß wieder belastet wurde.

»Wir mussten schon viel zu lange mit dem Training aussetzen, eine ganze Woche für ein winziges Kieselchen, das ist lächerlich. Der Gaul humpelt nicht einmal. Kein Wunder, dass ihr den Krieg verloren habt, wenn ihr solche Memmen seid.«

Alexander zählte innerlich bis drei, bevor er antwortete. »Sie können gern Bodenarbeit mit ihm machen, aber Sie werden nicht in den Sattel steigen. Und Mr Brown ebenfalls nicht.« Mr Brown war der Mann in Knickerbockern, der Alexander vom Bahnhof abgeholt hatte. Wie sich herausgestellt hatte, war er der Jockey, der Black Arrow reiten würde.

Inzwischen wusste Alexander auch, dass der Hengst für Flachrennen trainiert wurde. Direkt hinter der Scheune hatte Coleman eine Rennstrecke anlegen lassen, auf der Brian Cox, der Pferdetrainer, Black Arrow seine täglichen Übungsrunden drehen ließ.

Cox griff nach den Zügeln. »Ich lasse mich doch von einem dahergelaufenen Pferdeknecht nicht herumkommandieren.«

Alexander ließ die Zügel los. Black Arrow tänzelte unruhig, der Streit machte ihn nervös.

»Wenn Sie aufsteigen, kündige ich«, erklärte er, um einen ruhigen Tonfall bemüht. »Und ich überlasse es Ihnen, Mr Coleman zu erklären, was passiert ist.«

»Sie drohen mir?«

Alexander hob die Hände. »Ich sage, wie es ist.«

Im Grunde kam ihm der Streit ganz gelegen. Zwar hatte er den wunderbaren Hengst vom ersten Augenblick an ins Herz geschlossen, und er liebte es, mit dem Tier zu arbeiten. Doch waren die sonstigen Umstände seiner neuen Stelle alles andere als angenehm, und das nicht nur, was die schwierige Zusammenarbeit mit Mr Cox anging.

Black Arrow war das einzige Pferd im Stall, und außer Alexander, Mr Cox und dem Jockey gab es nur noch einen Knecht für die groben Arbeiten, der kaum ein Wort sagte, sowie eine Köchin, die sie mit Mahlzeiten versorgte. Hin und wieder tauchte Mr Coleman auf und versicherte sich, dass alles gut lief.

Black Arrow war knapp drei Jahre alt und perfekt ausgebildet, doch offenbar hatte er bisher noch kein einziges Rennen bestritten. Dabei hätte er bestimmt schon auf

Wettbewerben für Zweijährige jede Menge Preise abräumen können. Vielleicht hatte man den Hengst schonen wollen, viele Tiere nahmen Schaden, wenn sie zu früh für den Leistungssport trainiert wurden. Das war ganz in Alexanders Sinn und ein Grund, weshalb er noch nicht hingeschmissen hatte.

Doch dann war da noch die strenge Geheimhaltung. Alexander hatte zustimmen müssen, dass bis zu Black Arrows erstem Rennen seine Post kontrolliert wurde und er das Trainingsgelände nur in Begleitung verließ. Da er mit niemandem korrespondierte, nur hin und wieder mit seinem Sohn telefonierte, war ihm das gleich gewesen.

Alexander nahm an, dass Mr Coleman den Hengst mit einem Paukenschlag in die Rennszene einführen wollte. Vielleicht als Außenseiter bei einem hoch dotierten Rennen, das er dann überlegen gewann. Ob diese Strategie Aussicht auf Erfolg hatte, vermochte Alexander nicht abzuschätzen. Dazu kannte er sich mit dem englischen Rennsport zu wenig aus.

Inzwischen empfand Alexander die Situation auf dem Trainingsgestüt jedoch als zunehmend bedrückend. Er vermisste es, sich mit vertrauten Menschen auszutauschen. So schrecklich Lord Broadmayne als Arbeitgeber gewesen war, immerhin hatte Alexander sich mit seinen Kollegen im Stall gut verstanden.

Nicht nur Alexander war einsam, auch der Hengst litt darunter, keine Artgenossen um sich zu haben. Pferde waren Herdentiere, sie brauchten die Gesellschaft von anderen Pferden. Alles in allem wäre Alexander nicht böse, wenn Coleman ihn wegen seiner Auseinandersetzung mit

dem Trainer hinauswarf. Er hatte in den vergangenen Jahren ein wenig Geld gespart und würde ein paar Wochen zurechtkommen, bevor er sich eine neue Arbeit suchen musste.

Cox spuckte auf den Boden. »Dann hauen Sie doch ab! Ich verstehe sowieso nicht, warum Coleman Sie unbedingt dabeihaben wollte. Sie werden hier nicht gebraucht.« Cox wandte sich ab und führte Black Arrow in Richtung Rennbahn.

Alexander blickte ihm hinterher. Das war es dann. Er würde seine Tasche packen und verschwinden. Wie tief er gesunken war! Vom weithin angesehenen Gestütsbesitzer zum Lakaien, der herumgeschubst und beschimpft wurde. Wenn er doch nur heimkehren könnte nach Navarra! Er sehnte sich nach Los Pinos, nach seinen Pferden, nach den rauen Gipfeln der Pyrenäen, nach der klaren Luft, dem Duft von würzigen Bergkräutern.

Und er sehnte sich nach Cristina. Doch seine Tochter wollte nichts von ihm wissen. Schlimmer noch, sie war bereit, ihn der Justiz auszuliefern, wenn er es wagte, sich in Spanien blicken zu lassen.

Vor sechs Jahren hatte Alexander Navarra Hals über Kopf verlassen müssen. In den Bergen war die Leiche eines Mannes gefunden worden, zusammen mit Alexanders Weste. Alexander hatte den Mann nicht getötet, es war ein Unglück gewesen. Aber wenn herausgekommen wäre, dass der Verstorbene ihn erpresst hatte, hätte ihm niemand seine Version der Geschichte geglaubt. Er wäre als Mörder vor Gericht gestellt worden. An Alexanders Stelle war ein anderer verhaftet worden und hatte sich im

Gefängnis umgebracht. Seine Familie musste daraufhin den Hof verkaufen und fortziehen. Die Verantwortung für diesen zweiten Todesfall und das Schicksal der Angehörigen lastete schwer auf Alexander. Der Mann würde noch leben, wenn er sich gestellt hätte. Er hatte versucht, der Familie Geld zukommen zu lassen, doch er hatte nicht herausgefunden, wohin es sie verschlagen hatte.

Alexander war nach England geflohen, wo sein Sohn lebte. Er hatte gehofft, nur wenige Wochen fortbleiben zu müssen. Denn seinem treuen Knecht Eduardo war es gelungen, die Weste zu beschaffen. Ohne das Beweisstück würde niemand Alexander des Verbrechens bezichtigen können. Doch ausgerechnet als Eduardo die Weste hinter den Ställen verbrannte, kam Cristina hinzu und zählte eins und eins zusammen. Alexanders Tochter, die noch immer verbittert darüber war, dass er sie nach seiner langen Abwesenheit im Krieg ein weiteres Mal von heute auf morgen verlassen hatte, drohte, ihn an die Polizei zu verraten, sollte er es wagen, je wieder auf Los Pinos aufzutauchen. Und Alexander zweifelte nicht daran, dass sie ihre Drohung wahr machen würde. Das Verhältnis zu ihr war seit dem frühen Tod von Cristinas Mutter immer schwierig gewesen. Sie fühlte sich im Stich gelassen. Also war er in England geblieben, ohne Hoffnung, seine Tochter oder Los Pinos je wiederzusehen.

Ein Automobil preschte in einer Staubwolke auf den Hof, Coleman sprang heraus und humpelte auf Alexander zu, so schnell es seine Kriegsverletzung zuließ.

»Seydell, wie läuft es?«

»Ich kündige.«

Coleman verzog das Gesicht. »Das können Sie nicht, Mann.«

»Und ob ich das kann. Ich arbeite keinen Tag länger mit Mr Cox zusammen.«

Coleman runzelte die Stirn. »Sie warten hier.« Er stürmte davon.

Alexander blickte ihm hinterher, bis er um die Stallecke verschwunden war. Keine zehn Minuten später kehrte der Mann zurück, Brian Cox im Schlepptau.

»Mr Cox möchte sich bei Ihnen entschuldigen, Mr Seydell.«

Alexander steckte die Hände in die Hosentaschen. »Ist das so?«

Cox nahm die Mütze ab und drehte sie verlegen. »Tut mir leid, Sir.«

Coleman klopfte Alexander auf die Schulter. »Sehen Sie, alles geregelt.«

Aber das war es noch nicht. »Was ist mit Black Arrow?«

»Cox sagt, Sie wollen, dass er noch pausiert.«

»Mindestens zwei weitere Tage.«

Coleman überlegte. »Zwei Tage, in Ordnung. Aber sorgen Sie dafür, dass er trotzdem genug Bewegung bekommt. Und sollte es noch einmal Meinungsverschiedenheiten geben, rufen Sie mich an.« Coleman sah den Trainer an.

»Sehr wohl, Sir«, erwiderte dieser.

»Dann kommen Sie, ich habe Bier mitgebracht. Lassen Sie uns auf Black Arrows goldene Zukunft anstoßen!«



## *Lüneburger Heide, am nächsten Tag, August 1922*

»Bist du verrückt geworden, Junge?«

Paula zuckte zusammen, als Eugen Noske dem Burschen, der gerade aus dem Stall gekommen war, einen Schlag auf den Hinterkopf versetzte. »Du hast da drin nichts zu suchen!«

»Aber ich wollte doch bloß das Halfter holen«, verteidigte sich Gero.

»Und dabei die Krankheit zu den gesunden Tieren schleppen, oder was?«

Der Stallbursche senkte den Kopf.

»Du bist wirklich stohdumm, ich weiß nicht, was ich mit dir machen soll. Selbst die kleine Paula hier kapiert, wie wichtig es ist, dass alles, was mit den kranken Tieren in Berührung kommt, nicht zu den gesunden getragen wird.«

Paula wollte protestieren, sie war nicht klein, sie ging schließlich schon zur Schule. Aber sie hielt besser den Mund, keinesfalls wollte sie das Ziel von Eugen Noskes Zorn werden. Sonst ließ er sie am Ende nicht mehr im Stall mithelfen.

Es waren Ernteferien, deshalb durfte sie ihren Vater morgens zur Arbeit auf Seydell begleiten. Sie liebte es, die Pferde zu versorgen. Auch wenn es im Augenblick mit den kranken Tieren ziemlich schrecklich war. In der vergangenen Woche war ein einjähriger Hengst gestorben. Er hatte keine Luft mehr bekommen. So schlimm war es gewesen, dass der Tierarzt geraten hatte, ihn von seinen Leiden zu erlösen. Paula weinte bitterlich. Doch gleichzeitig fasste

sie einen Entschluss. Sie würde Tierärztin werden, und sie würde eine Medizin erfinden, die Pferde von der Druse heilte, sodass kein Fohlen mehr sterben musste.

Der Tierarzt lachte, als sie ihm davon berichtete. »Das ist keine Arbeit für Frauen«, erklärte er. »Viel zu schwer. Hast du mal versucht, einen verletzten Hund ruhigzustellen? Oder eine kranke Ziege anzuheben?« Und dann zählte er ihr auf, wie lange sie zur Schule gehen müsste und wie lange danach auf die Universität, wo man sie höchstwahrscheinlich gar nicht aufnehmen würde. Und außerdem sei es unmöglich, die Druse zu heilen. Dagegen werde man auch in tausend Jahren kein Mittel finden.

Das alles schreckte Paula nicht ab, ihr Entschluss stand fest. Trotzdem hatte sie bisher niemandem sonst davon erzählt. Sie wollte nicht noch mehr Gründe hören, warum sie keine Tierärztin werden konnte. Sie würde einfach ganz besonders fleißig in der Schule sein, sodass sie an der Universität gar keine andere Wahl hatten, als sie aufzunehmen.

Eugen Noske schimpfte noch immer mit dem Stallburschen. »Los, raus mit dir, geh mir aus den Augen. Du kannst in der Werkstatt beim Sattelflicken helfen, da richtest du wenigstens keinen Schaden an.«

Der arme Gero stürzte davon.

»Soll ich die Wassertröge im Fohlenstall füllen?«, fragte Paula vorsichtig, als er fort war.

»Lass nur, die Eimer sind zu schwer für dich. Das kann dein Vater nachher machen.«

Paula dachte an die Worte des Tierarztes. »Nein, die Eimer sind überhaupt nicht schwer.«

Der Pferdemeister legte den Kopf schief. »Meinetwegen, Mädchen. Aber beschwer dich nachher nicht, wenn dir die Arme wehtun. Und bleib vom Stall mit den kranken Tieren weg!«

»Ja, Herr Noske.« Paula rannte zur Pumpe. Es kostete sie ihre ganze Kraft, zwei Eimer zu füllen. Als sie voll waren, schaffte sie es kaum, sie anzuheben. Doch es gelang ihr, sie in den Fohlenstall zu schleppen. Die nächsten zwei Eimer machte sie nur halb voll, so klappte es deutlich besser. Nach und nach füllte sie die Tröge.

Noske, der zwischendurch einmal nachsehen kam, nickte anerkennend. »Das machst du gut, Kleine.«

Stolz arbeitete sie weiter. Wenn nur der Tierarzt sie jetzt sehen könnte. Sicherlich würde er seine Meinung ändern. Endlich hatten alle Fohlen Wasser. Paula rieb sich über die schmerzenden Arme.

In dem Augenblick kam ihr Vater mit dem Fuhrwerk, er hatte beim Heueinholen geholfen. »Du lieber Himmel, Paula, du bist ja ganz nass.«

»Ich habe die Wassertröge im Fohlenstall gefüllt.«

»Du ganz allein?«

Sie nickte.

»Donnerwetter, Paula, du bist wirklich fleißig.« Er kniete sich vor sie. »War das nicht furchtbar anstrengend?«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ging so.«

Er legte den Kopf schief. »Du musst nicht ausgerechnet bei den schwersten Arbeiten helfen, Kind. Es gibt doch auch einfache Aufgaben, bei denen du dich nicht so anstrengen musst.«

»Ich will aber.«

